



„Mein Zuhause ist Deutschland, trotz allem“

In einem jüdischen Altenheim in Frankfurt wohnen Menschen, die den Holocaust überlebten. Warum haben sie sich entschieden, ausgerechnet im Land der Täter alt zu werden?

Von Tobias Scharnagl, DIE ZEIT, 10.06.2021

In Frankfurt am Main, an einer Straße, die Bornheimer Landwehr heißt, steht ein Haus hinter hohen Mauern und einem Tor aus Eisen. Polizisten halten regelmäßig Wache, Kameras hängen über dem Eingang. Es geht durch das Tor, einen gepflasterten Weg entlang, vorbei an blühenden Blumen, man kommt an eine Tür aus Glas, auf der »Shalom« steht und »Willkommen«. Sie öffnet sich automatisch.

Hier, im Altenzentrum der Jüdischen Gemeinde, gibt es noch Menschen, die Auschwitz überlebt haben, die jene Zeit miterlebten, als im Land die Synagogen brannten. Menschen, mit denen man sich darüber unterhalten kann, warum sie sich entschieden haben, im Land der Täter alt zu werden und hier ihren letzten Weg zu gehen. Vielleicht ist die Erinnerung an die Schoah nirgendwo in Deutschland lebendiger als hier.

Es ist eine abgeriegelte Gemeinde im Herzen Frankfurts. Die Bewohnerinnen und Bewohner würden gern auf diese Abriegelung verzichten, aber jüdische Menschen werden noch immer angefeindet, 75 Jahre nachdem die Nazis systematisch sechs Millionen Juden ermordeten. Als es vor ein paar Wochen Krieg gab zwischen Israel und Hamas, wurden in Deutschland israelische Flaggen verbrannt, Steine auf Synagogen geworfen, antisemitische Parolen skandiert. Einige Bewohnerinnen und Bewohner des Altenheims hatten Angst, sie sagten, sie fühlten sich an früher erinnert. Der Polizeischutz wurde verstärkt.



Im Haus leben 140 Juden, aber auch 31 Christen, zwei Atheisten und eine Muslimin. Es gibt einen Rabbi und koscheres Essen, eine Synagoge und israelische Fähnchen. Es leben außerdem hier: drei Dutzend Fische, zwei Wellensittiche und eine Katze. Der Heimleiter, Sandro Huberman, sagt, es gehe hier manchmal etwas verrückter zu als anderswo. Nur eines machten sie hier nicht: Täter und Opfer unter einem Dach versorgen.

Ein schmaler alter Mann steht morgens nackt vor dem Badezimmerspiegel, ein Pfleger zieht einen Rasierer über seine Wangen. Der Mann hält still, die Augen geschlossen, das Kinn erhoben. Ein feiner Schnitt am Hals schimmert rot.

»Na, Herr Holdmann, tut nicht weh, oder?«, fragt der Pfleger. Er verteilt Rasierwasser im Gesicht des Mannes. »Ruki«, sagt der Pfleger auf Russisch. Arme! Herr Holdmann hebt beide Arme und bekommt Deo unter die Achseln gesprüht. Dann braust der Pfleger mit dem Duschkopf die Toilette ab. Herr Holdmann ist fast blind, manchmal vergisst er, den Klodeckel hochzuklappen.

Der Pfleger, Taleb Akbar, 41, schwarzes Haar, silberne Schläfen, arbeitet seit fast 20 Jahren auf Massada, der Station der Überlebenden, benannt nach der mehr als 2000 Jahre alten Festung hoch über dem Toten Meer. Akbar ist gläubiger Schiit, manchmal, sagt er, fragten ihn Leute, ob das geht, ein Muslim, der Juden duscht.

Das habe er sich am Anfang auch gefragt, sagt Akbar. »Aber das Gute ist: Alle Menschen sind gleich.« Er habe viel gelesen, übers Judentum, über die Schoah, aber das meiste habe er von den Bewohnern gelernt. »Die Narben, die Nummern, da stellt es mir heute noch die Haare auf«, sagt er. Er pflegt Juden aus vielen Ländern, auch aus Deutschland, Juden, die nach dem Krieg hiergeblieben sind, die nach Jahren zurückkamen oder neu einwanderten, aus den USA und Israel, aus Südamerika und Russland, von überallher.

Am Anfang habe er sich gewundert, dass manche Panik bekämen beim Duschen, dann habe er bei einem Besuch im ehemaligen Konzentrationslager Dachau die Kacheln gesehen. »Und trotzdem wollten die zurück nach Deutschland, wo die so



gelitten haben«, sagt Akbar. »Ich kann sie verstehen.« Er habe Afghanistan als Kind verlassen, der Krieg, Pakistan, Iran, überall waren sie staatenlos, sagt er. Als Jugendlicher floh er allein nach Deutschland. Fast alle Menschen im Heim, Bewohner, Mitarbeiter, haben eine Fluchtgeschichte, sagt Akbar.

Akbar führt Herrn Holdmann ans Bett, der setzt sich. »*Daj galoschy!*«, sagt Akbar. Schuhe her! Akbar hat sich ein paar Brocken Russisch selber beigebracht, das habe etwas mit Respekt zu tun, sagt er. Herr Holdmann hebt die Beine und streift die Filzpantoffeln ab.

Die Pfleger könnten das alles selber machen, sagt Akbar, das ginge schneller. Aber Herr Holdmann solle selbstständig bleiben. Wenn man ihm die Hose bloß hinhalte, wisse er nicht, was damit zu tun sei. Also hängt Akbar sie ihm in den Knöcheln ein und sagt »*Brjuki!*«, Hose, und Herr Holdmann zieht die Hose hoch. »Man muss den ersten Gang einlegen«, sagt Akbar, »dann läuft's.«

Zwei Minuten später ist Herr Holdmann angezogen, gestützt auf den Rollator erhebt er sich, die Hose rutscht ihm in die Knie. Akbar schlingt von hinten die Arme um ihn, zieht die Hose hoch und schließt den Gürtel. Dann streicht er ihm über den Rücken. »Sie sehen sehr elegant aus«, sagt Akbar.

Herr Holdmann wohnt mit seiner Frau im Heim. Sie sind seit mehr als 60 Jahren verheiratet. Manchmal, sagt Akbar, behandle sie ihn wie ein Baby. »Dabei kann er fast alles.« Akbar navigiert Herrn Holdmann ins Zimmer seiner Frau. »Frau Holdmann, der Prinz kommt!«, ruft Akbar. Sie sitzt im Fernsehsessel, winkt ihn herbei und schiebt ihm einen Stuhl hin.

Er war Ingenieur, sie Lehrerin für russische Literatur. Beide sind im Ural geboren. Als die Wehrmacht kam, mussten sie fliehen, tief in den russischen Osten. Und dennoch, sagt Frau Holdmann, bewundere sie die Deutschen, ihren Schiller, ihren Goethe, ihre Sprache. Eine Sprache, die Wörter kennt wie »Abendstern« und »Vergissmeinnicht«, eine Sprache, in der die Zerstörung von jüdischen Geschäften



und Synagogen »Reichskristallnacht« genannt wurde und der Massenmord an sechs Millionen Juden »Endlösung«.

»Sagen Sie Hallo«, sagt Akbar, »damit er weiß, dass Sie hier sind.«

»Hallo, mein Schatz«, sagt sie auf Russisch. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, sagt er leise.

Ivett Lendvai legt zwei geheftete Papierstöße auf den Tisch im Festsaal des Altenheims. Ihr Lebenslauf in zweifacher Ausführung. Sie sagt: »Einmal mit Auschwitz und einmal ohne.«

Manchmal, wenn sie Vorträge hält, wird sie vorher gebeten, die Details der Schoah wegzulassen. Das überfordere manche. Lendvai tippt auf den längeren Lebenslauf. Fünf Seiten, Druckschrift. Überschrift: Schicksal einer ganz gewöhnlichen Familie. Der erste Satz lautet: »Mein Name ist Ivett Ester Lendvai (geb. Weiss) und ich wurde am 27. November 1935 in der Slowakei geboren.« Der letzte: »Wir bekamen zwei Söhne, die beide geheiratet haben und uns vier Enkelkinder geschenkt haben.« Dazwischen ihr ganzes Leben, das es nicht gegeben hätte, wäre es nach den Nazis gegangen.

Einmal habe sie das vorgelesen, an der Universität in Bonn. Da sei ein Student aufgestanden. Er habe geweint. »Was habe ich denn falsch gemacht?«, fragte sie. Nein, antwortete er, »Sie haben nichts falsch gemacht«. Aber als Mensch, als Medizinstudent, frage er sich: Wie kann man das überleben?

Lendvai hält kurz inne, deutet auf die Wände des Festsaaals, in dem sie sitzt. »Hier machen wir sonst, wenn kein Corona ist, Veranstaltungen für die älteren Menschen.« Ältere Menschen, sagt Lendvai. Sie gehört nicht dazu, sie ist erst 85.

Den Geburtstag des Monats, mit Musik und Geschenken. Oder Alt und Jung, da bringen die Leute Kinder mit. Wie die alten Leute sich da freuten! Oder sie spielen Bingo. Eine blonde Pflegerin kommt vorbei und ruft: »Oooh, Ivett! Schön, dass du da bist!« Sie umarmen sich. Lendvais Augen sind blau, eine Spange hält ihr graues Haar zurück. Wenn sie lacht, erinnert sie an das junge Mädchen, das sie einmal gewesen ist.



Ivett war drei Jahre alt, als die Familie wegen antijüdischer Gesetze nach Budapest floh. An einem Morgen im September 1940 saßen sie beim Frühstück, als fünf Soldaten die Tür eintraten und den Vater mitnahmen. Einmal kam noch eine Postkarte von ihm, dann haben sie nie wieder von ihm gehört.

1944 wurde ihr Viertel eingegrenzt, es hieß nun Ghetto. Lastwagen rollten herbei, voller Menschen, die einen gelben Stern auf der Kleidung trugen. Bald marschierte die Wehrmacht in Budapest ein. Ivett und ihre Mutter kamen in ein Arbeitslager, wo sie Teppiche in kleine Stücke schneiden mussten.

Im Festsaal, wo Lendvai ihre Geschichte erzählt, sucht sie manchmal nach Worten. Sie spricht ein weiches, melodisches Deutsch. Wenn sie nachdenkt, lehnt sie sich zurück, faltet die Hände vor dem Bauch. Oft sagt sie: »Das kann man nicht beschreiben.«

Ivett und ihre Mutter wurden in einen Viehwaggon getrieben. In einer Fabrik füllten sie Schlamm in Formen, daraus wurden Ziegel gebrannt. Soldaten kamen und bellten Befehle auf Ungarisch, sie trieben die Menschen nach draußen, bis ans Ufer der Donau. Dort mussten sie marschieren, und wer die Arme nicht mehr hochhalten konnte, wurde erschossen. Ivett sah, wie ihr Onkel und ihre Tante in die Donau kippten, die rot war. »Wie die Farbe meiner Tasche«, sagt Ivett Lendvai im Festsaal und zeigt darauf. Sie schaut aus dem Fenster.

Später dann wieder ein Viehwaggon. 80 Menschen und nur ein einziger Eimer. Als der Zug anfuhr, fiel niemand um. Dazu war kein Platz. Der Transport fuhr in Richtung Polen. Als die Tür endlich aufging, sei sie beinahe glücklich gewesen. Einfach weil sich etwas veränderte.

Ivett, gerade neun Jahre alt geworden, war in Auschwitz angekommen.

Ivett Lendvai bittet, das Gespräch zu unterbrechen. Am nächsten Tag setzt sie es auf ihrem Balkon fort. Es gibt Kaffee und Kekse. Sie sagt, die Erinnerungen gestern hätten sie aufgewühlt, aber sie wolle weitererzählen.



»In Auschwitz war ich, Gott sei Dank, nur ein paar Tage.« Es habe schon keine Selektion mehr gegeben, keine Tätowierungen, die SS sei in Panik gewesen, weil die Russen anrückten.

»*Daj tschassy!*« sei das Erste gewesen, was sie nach der Befreiung von einem russischen Soldaten hörte. Gib die Uhr! Aber keiner habe eine Uhr gehabt. Ivett kam in ein Kinderheim in Südungarn. Eines Tages wurde sie von einer Frau umarmt, die im Heim kochte. Sie erkannte die Frau erst nicht. Es war ihre Mutter.

Zwei Jahre später zog Ivett mit ihrer Mutter in die Tschechoslowakei, nach Bratislava. Sie ging zur Schule, fing eine Lehre in einer Bank an. Freunde stellten ihr einen Mann vor, er war Architekt. »Ich mochte ihn erst nicht besonders, vielleicht weil er klein war«, sagt sie. Bald merkte sie, dass er ein guter Mensch war. Sein Name war Tibor Lendvai. Sie heirateten 1956. Auch er hatte Auschwitz überlebt. Ivett und Tibor Lendvai haben in der Schoah 24 Angehörige verloren.

Die Nazis haben Ivett Lendvai den Bruder genommen, den Vater, und ein Gefühl. »Sicherheit? Nein, das passt nicht perfekt«, sagt sie. Sie probiert weitere Wörter aus. »Frieden? Menschliche Wärme?« Sie schüttelt den Kopf. »Jeden Moment, wo eine Tür aufgegangen ist, wo sich ein Mensch bewegt hat, haben wir schon den Tod gespürt.«

Mit 21 gebar Ivett Lendvai ihren ersten Sohn, mit 23 den zweiten. Die Jahre vergingen, die Kinder wuchsen, die Eltern versuchten zu vergessen.

Anfang 1968 bekamen sie ihren Škoda, nach 16 Jahren Wartezeit. Im Sommer besetzten die Russen die Tschechoslowakei. Ivett und Tibor Lendvai fürchteten das kommunistische Regime, alle ihre Freunde verließen das Land. Die Zeit für die nächste Flucht war gekommen. Sie wollten nach Hamburg, Tibor Lendvai hatte dort einen Onkel gehabt, der im Krieg umgekommen war. Ein Gesetz sah vor, dass Angehörige deutscher Schoah-Opfer die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten konnten.

Auf ihrem Balkon sagt Ivett Lendvai, ihr ganzes Leben sei eine Wanderung gewesen. Ein Leben auf gepackten Koffern, wie für so viele Juden überall auf der



Welt. Immer bereit zur Flucht, falls es wieder schlimm werden sollte. Nach so vielen Fluchten, sagt sie, habe sie sich damals gewünscht, irgendwo anzukommen.

Lendvais Mutter blieb in Bratislava. Als deren beste Freundin erfuhr, dass Ivett Lendvai nach Deutschland gegangen war, spuckte sie Ivetts Mutter an. Die Freundin hatte selbst zwei Kinder. Die flohen nach Israel. Sie fassten dort nicht Fuß. Zwei Monate nach den Lendvais gingen auch sie nach Deutschland. Die Freundin habe sich bis zu ihrem Tod jeden Tag bei ihrer Mutter entschuldigt, sagt Lendvai.

Der Anfang in Hamburg sei schwer gewesen. Sie habe kein Wort Deutsch gesprochen. Den Architektenabschluss ihres Mannes erkannten die Deutschen nicht an, sie sagten: Geh in den Hafen, Säcke schleppen. Ivett Lendvai verbot ihren Kindern, auf der Straße Slowakisch zu sprechen. Sie habe den Deutschen misstraut. Aber sie habe sich immer wieder gesagt: »Die Ungarn waren noch schlimmer als die Nazis.« Und irgendwie half ihr dieser Gedanke.

Sie lebten sich ein. Sie engagierten sich in der Jüdischen Gemeinde. Als Tibor Lendvai krank wurde, zogen sie nach Frankfurt, wegen des Altenheims und der dazugehörigen Wohnanlage und weil ihre Söhne in der Stadt lebten. Ivett Lendvai pflegte ihren Mann sechs Jahre lang. Sein letzter Wunsch war, nicht verbrannt zu werden. In Auschwitz hatte er drei Monate an den Gaskammern gestanden und die Leichen rausholen müssen.

Sie haben darüber fast 60 Jahre geschwiegen. Ivett Lendvai sagt, sie hätten die Kinder nicht belasten wollen. Erst als die Enkel sich mit ihrem Jüdischsein beschäftigten, hätten sie gefragt: »Wie war das damals?« Und Ivett und Tibor Lendvai begannen zu erzählen.

Die beiden besuchten KZ-Gedenkstätten in Deutschland, Neuengamme, Bergen-Belsen, Dachau. Dort, unter dem Schriftzug »Arbeit macht frei«, fing Tibor Lendvai an zu lachen. Ivett dachte, er habe den Verstand verloren. Vorsichtig fragte sie, warum er lache. Er rief: »Ich lebe!«



Sie sagt: »Schreiben Sie nicht nur über Auschwitz.« Sie habe ein ganzes Leben gelebt danach, in dem es Grausamkeit gegeben habe, aber auch Schönheit, Liebe. Sie sagt, sie sei kein armes altes Mädchen. »Ich bin kein Opfer.«

Sie fühle sich geborgen im Altenzentrum, sagt sie, gebraucht. »Und geschützt.« Sie macht sich über vieles Gedanken: wie sie den Menschen im Heim oder ihren vier Enkeln eine Freude machen kann, wie Angela Merkel das schaffe, gegen all die Männer in der Politik. Aber über eines, sagt sie, denke sie nicht nach – ob die alten Herren, die ihr manchmal auf der Straße begegnen, vielleicht Nazis waren.

»Ist nicht mein Stil«, sagt sie. Sie habe die Deutschen nie gehasst. Es habe auch hier Menschen gegeben, die einigermaßen Mensch geblieben seien.

Im Jüdischen Altenheim arbeitet ein Psychologe, er heißt Marian Perlmutter, Ivett Lendvai hat ihn noch nie aufgesucht. Auch er ist der Sohn zweier Überlebender. In den Gesprächen mit den Bewohnern hat er zwei Regeln: keine Fragen, kein Trost. »Ach, wird schon wieder«, da würden sich Menschen, die ein KZ überlebt haben, unverstanden fühlen. Er hat seine Regeln in 23 Jahren so gut wie nie anwenden müssen. Die Menschen haben nichts erzählt. »Sie verdrängen Auschwitz, und ich werde sie nicht daran erinnern«, sagt er. Es gebe Wunden, die könne er nicht heilen.

Shlomo Raskin, 49 Jahre alt, Rauschebart, sitzt in der Cafeteria des Altenheims und stellt sich gerade vor, wie es wäre, kein Jude zu sein. »Ich wär gern ein Goi und würde in Finnland wohnen – schöne Landschaft, schöne Frauen, keine Probleme!« Goi ist Jiddisch für Nichtjude. Er wartet, die braunen Augen blicken forschend durch die Gläser der kleinen runden Brille. Dann schlägt er die Hände über dem Kopf zusammen und ruft: »Aber es geht nicht!« Er wäre auch da der Rabbi im Dorf. Er sei so geboren! Er kichert. Wäre dieses Kichern nicht, man könnte eingeschüchtert sein von Raskins Größe, Breite und Wissen. »Oder ich wär Bus-Chauffeur!«, ruft er.

Busfahrer?

Da sehe man Länder und Leute, bringe sie an ihr Ziel. Und man könne den ganzen Tag Witze erzählen. »Kennst du den?«, fragt Raskin.



Ein Rabbiner kommt an die Himmelpforte. Der Engel schickt ihn in die Hölle. Der Rabbi sieht, dass im Paradies ein Busfahrer sitzt, und fragt den Engel: Wie kann das sein? Ich bin Rabbi und muss in die Hölle, und der da sitzt im Garten Eden? Herr Rabbiner, sagt der Engel, wenn Sie gebetet haben, haben alle geschlafen. Wenn er gefahren ist, haben alle gebetet!

Raskin muss wieder kichern. Er wolle in der Synagoge der Busfahrer sein. Er brauche das Publikum, den Applaus. Schon als Kind sei das so gewesen. Raskin, der religiöse Chef des Hauses, wurde 1971 in einem Städtchen in Israel geboren, nicht weit von Gaza. Seine Muttersprache ist Hebräisch, er hat in New York studiert, spricht Englisch, Jiddisch, Russisch, Deutsch; meist einen radebrechenden Mix aus allem. Vielleicht ist Deutsch ihm zu klein.

Morgens, wenn der jüdische Koch noch nicht da ist, steht Raskin in der Küche und schlägt 200 Eier auf. Sortiert die mit Blut im Dotter aus, denn Blut ist verboten, weil darin die Seele des Tieres liegt.

Wenn Raskin in der Synagoge singt, pendelt sein Körper vor und zurück. Beten heiße vereinigen, sagt er. Auch bei der Fortpflanzung müsse man sich bewegen. »Da kann man nicht so bleiben.« Er legt die Arme an, imitiert ein Brett.

Als er vor fast 25 Jahren hier ankam, baten ihn die in Deutschland geborenen Juden, weniger zu schaukeln. Sie waren das nicht gewohnt. »Deutsche Gebetshäuser sind still«, sagt Raskin. »Mit viel Disziplin.« Disziplin gilt in Deutschland als Tugend.

Raskin sagt, viele Juden hätten das alte Deutschland im Kopf. Das Gute, Schöne. Wie eine Frau, die von ihrem Mann geschlagen wird und trotzdem immer wieder zu ihm zurückkehrt. Er sagt, wenn die Deutschen jemanden nicht verstünden, sagten sie sehr höflich: »Ich habe Sie akustisch nicht verstanden.« Eines der Zehn Gebote, die von Gott kommen, lautet: Du sollst nicht morden. »Das denken viele Juden«, sagt Raskin: »dass die Deutschen haben Gott akustisch nicht verstanden.« Er lächelt.

Das Haus ist erfüllt von einer fröhlichen Betriebsamkeit, die Menschen sind fein gekleidet, überall wurden Blumen drapiert. Morgen beginnt Pessach, eines der



höchsten Feste im Judentum, es dauert eine Woche. Das Fest erinnert an den Auszug aus Ägypten. Aus einem Land, das vor mehr als 3000 Jahren das jüdische Volk versklavte und es nicht mehr gehen lassen wollte.

Pessach sei in diesem Jahr zum 3333. Mal, sagt Raskin. Eigentlich hätten Zahlen keine Bedeutung. Ihm sei das egal, aber die meisten Juden drehten durch wegen der Schnapszahl. »Wenn du gehst in eine jüdische Schule, frag einmal: Welche Kennzeichen wollen die Juden für ihr Auto? Alle wollen die 1818!«

Auch Neonazis mögen die 18.

Raskin sagt, das habe er nicht gewusst. Er runzelt die Stirn. »Aber die ganze jüdische Gemeinde liebt diese Zahlen!«, ruft er. 18 bedeute auf Hebräisch *chai*, und *chai* bedeute »Leben«. »Warum nehmen die Nazis die 18?«

Die Ziffer 1 steht für den ersten Buchstaben A, die 8 für H – Adolf Hitler.

Er pfeift. »So tief habe ich nie gedacht.« Er überlegt. Dann schlägt er sich an den Kopf. »Gematrie!«, ruft er. »Also die sind schon gekommen zu Gematrie! Das passt zu einer jüdischen Denkweise!« Gematrie ist eine uralte Technik, vor allem im Judentum, bei der die Worte der Bibel mithilfe von Zahlen interpretiert werden. Raskin lacht, er kann es nicht fassen.

Darf man über die Schoah lachen?

Raskin schweigt lange. Ja, sagt er dann. »Wenn du einen Witz machst, um die Angst zu besiegen.«

Viele hätten nach der Schoah entschieden, dass es keinen Gott geben kann, sagt er. Er könne sie verstehen. Dann muss Raskin los. Er schlüpft in seinen Mantel. Er sagt, es werde eine schöne Feier morgen, aber auch ein wenig traurig, wie immer im Leben.

Sie haben Corona bisher außergewöhnlich gut überstanden hier. Nur sieben Fälle, keine Toten. Sie haben früh reagiert, Personal geschult, Masken und Tests angeschafft. Die Bewohner hätten insgesamt wenig Angst vor Corona gehabt, sagt der



stellvertretende Leiter des Hauses, Patrick Wollbold, wahrscheinlich weil sie im Leben Schlimmeres erlebt hätten. Viele hätten aber auch eine Fassade aufgebaut. »Krankheit war im KZ und im Ghetto ein Zeichen von Schwäche, und Schwäche hieß Deportation oder Tod.«

Auf Massada, der Station der Überlebenden, spielt eine alte Frau Klavier. Eine wunderschöne Melodie. Taleb Akbar, der Pfleger aus Afghanistan, und ein weiterer Pfleger lauschen. Ein alter Mann mit Hosenträgern schlurft aus seinem Zimmer, bleibt stehen, blickt die Frau stumm an. Ihre Finger zittern stark, aber sie gleiten sicher über die Tasten. Ihre Beine zittern, ihre Lippen auch. Als sie die letzte Taste anschlägt, schließt sie die Augen. Applaus. Der Mann mit den Hosenträgern tritt unsicher einen Schritt heran. »Was für eine Musik ist das?«, fragt er. »*Love Story*«, antwortet die Frau.

Hastig wischt der Mann sich über Augen. »Die Händ' zittern«, flüstert er und betrachtet die Hände der Frau, »aber die Händ' spielen.«

»Boah, ich hab Gänsehaut!«, ruft Taleb Akbar. »Ich wollte sie immer bei Dieter Bohlen vorstellen, bei diesem Dings, wie heißt die Sendung, aber sie wollte nie!« Er lacht. »Frau Shenker, machen Sie noch ein Schönes?«

Sie spielt eine langsame Melodie. Mittlerweile ist der Flur voll. Wieder klatschen alle. Dann sagt sie, dass sie jetzt noch eine Operette spiele, von Emmerich Kálmán, einem ungarischen Juden, den die Nazis aus Wien jagten. Sie spielt ohne Notenblätter. Als das Stück vorbei ist, tönt es: »Bravo! Wunderbar!«

Frau Shenker sitzt noch einen Moment da, dann klappt sie das Klavier zu und geht schnell in ihr Zimmer. Nebenan steht der fast blinde Leonid Holdmann in der Tür, die Augen geschlossen, ganz langsam wiegt er den Kopf hin und her, als hörte er die Musik noch immer.

Das Pessach-Fest ist gekommen. An einem Frühjahrsabend schlurfen die Bewohnerinnen und Bewohner in den Festsaal. Eine nach der anderen. Erst die Damen, sie tragen Kleider und Blazer, dann die Herren in Anzügen, die zu groß



geworden sind. Das Volk Israel wandert, gestützt auf Rollatoren und Gehstöcke, aber es wandert.

Sie nehmen an großen Tischen Platz, tastend manche, andere mit einem Rums. Sie nicken den Kellnerinnen zu, die sich an der Wand aufgestellt haben und fast alle Schwarz tragen. Als sie ausschwärmen, legen sie sich weiße Servietten über den Arm, wie die echten Kellnerinnen vom Frankfurter Hof, die sonst zu Pessach kommen. Diesmal sind es keine echten Kellnerinnen. Wegen Corona darf kein externes Personal ins Haus, und so füllen heute eine Sekretärin, eine Ehrenamtliche, die Leiterin der Hauswirtschaft und ein paar andere die Weingläser.

Das Menü sieht vor:

Sederteller – Gefüllter Fisch mit Chain – Rinder-Consommé mit Matze-Knödel – Hähnchenschenkel Naturell, Rotweinjus & buntes Mangoldgemüse, Kartoffelpüree mit gebratenen Zwiebeln – Hausgemachtes Beereneis

An einem Tisch sitzen fünf Damen, die das Alter so klein hat werden lassen, dass sie gerade noch über den Tisch sehen. »Liebe Heimbewohner, unsere Freunde!«, ruft Raskin und erhebt sich von seinem Platz. »Zuerst möchte ich heute danken: unserem Schöpfer! Wir sind nicht im Friedhof! Wir sind noch da!« Dann sagt Raskin, es gebe eine Sitte, die wichtig sei für Juden. Wer einen Feind habe, solle ihm Gutes wünschen. »Sag ihm: Gewinn im Lotto, leb mit deiner Mischpoke in Südamerika und lass mich in Ruhe!« Denn schlechte Wünsche könnten zurückkommen wie ein Bumerang.

Seine älteren Kinder hätten ihn 2006 bei der Fußball-WM in Deutschland gefragt: Papa, für wen bist du? Für Deutschland, habe er gesagt. Weil die Deutschen bessere Laune hätten, wenn sie gegen Polen gewinnen. »Und wenn es denen gut geht, geht es uns auch gut!«, ruft Raskin.

Wegen Corona dürfen heute nur 70 Bewohner feiern. Addiert man ihr Alter, sitzen hier etwa 5600 Jahre. Sie haben Kriege enden und Reiche zerbrechen sehen, waren Touristen und Akteure der Weltgeschichte. Und sie waren Gejagte.



Die Kellnerinnen bringen das Essen. Eine Frau im weißen Kittel verteilt Tabletten. An manchen Tischen wird Konversation gemacht, an anderen vornehm geschwiegen. Manche sitzen kauend da, ein wenig entrückt, wer weiß, bei wem ihre Gedanken sind oder wo.

Draußen färbt der Himmel sich lila, der Vollmond hat seine Stellung bezogen. Die Polizei auch. Drinnen leert sich der Saal. Früher, also vor Corona, haben hier an Pessach 200 Menschen gefeiert. Haben gesungen und getanzt, bis nachts um zwei. Jetzt ist es kurz nach 19 Uhr, und alle gehen auf ihr Zimmer. Nur ein kleiner Herr mit pinkfarbener Blumenkette schlurft von Tisch zu Tisch und pustet die Kerzen aus. Dann geht auch er ins Bett.

Es gibt im Haus nichts, was an die Schoah erinnert, kein Mahnmal, keine Fotos. Und doch ist sie präsent. Nachts, wenn die Gänge dunkel daliegen, hört man manchmal Schreie. Man denkt dann an die 174 Türen und das, was sich hinter ihnen abspielt.

Der deutsche Dichter Jean Paul, gestorben 1825, schrieb, die Erinnerung sei das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden könnten. Von Auschwitz konnte er nichts wissen.

An einem Morgen steht an der Pforte ein grauer gerader Mann und hält Wache. Er heißt Tomi Goldstein und ist seit 24 Jahren der Pförtner. Er kennt jeden mit Namen. »Das ist wie Familie«, sagt er.

Es gebe immer wieder Anrufe hier, sagt Goldstein, nicht viele, aber ein paar: Der Hitler hat euch vergessen. Die Anrufer, sagt Goldstein, das waren keine alten Stimmen. »Die waren jung.«

Manchmal entdecken sie Schmierereien an der Hauswand; im November klebte an der Tür einer Bewohnerin der Wohnanlage ein Zettel mit einem Hakenkreuz. Sie haben mehr Kameras angeschafft. Wie schon nach dem Anschlag in Halle. Und auch jetzt, als auf deutschen Straßen gegen Israel demonstriert wurde, erhöhten sie noch



einmal die Sicherheit, die Pförtner verriegelten das große Eisentor, das sonst offen steht.

Ein Mann kommt herein, fragt, wann und wo der Gottesdienst stattfindet. Goldstein sagt, um elf, hinten im Garten.

Dort erzählt wenig später Rabbi Raskin den Betenden, dass die 18 bei Neonazis für Adolf Hitler steht. Er nennt ihn den »großen Ganoven«. Das mit der 18 müssten ein Jude gesteckt haben, ruft er. »Die kommen auf so was Schlaues doch nicht von alleine!« Die Männer lachen. »Und schaut, wir sind heute genau 18 Leute!«, ruft er und breitet die Arme aus. »Diese Zahl gehört uns!«

Raskin sei die Seele des Hauses, sagen manche. Sara Majerczik ist das Gedächtnis. Seit bald 30 Jahren führt sie Biografie-Gespräche mit neuen Bewohnern, um herauszufinden, welche Pflege sie brauchen; aber auch, um zu sehen, ob einer eine NS-Vergangenheit hat. »Wir hatten einen Fall, da hat jemand ›Scheißjuden‹ durch die Gänge gebrüllt«, sagt sie. »Der musste uns dann verlassen.«

Sie koordiniert auch die mehr als 50 ehrenamtlichen Helfer im Haus, eine immense Zahl, sagt sie, »und bestimmt sind da ein paar dabei, die ein schlechtes Gewissen haben«. Manche der nichtjüdischen Helfer fühlten sich vielleicht schuldig, weil sie wüssten, was Papa oder Opa im Krieg gemacht haben. »Ist ja auch okay, wenn sie jetzt helfen wollen«, sagt sie.

Majerczik ist 65 Jahre alt, sie hat eine raue Stimme. Viele Bewohner seien schwer traumatisiert, sagt sie, all die versteckten Brote hinter den Bildern in den Zimmern, die Angst vorm Duschen, vor Uniformen, vor Schäferhunden. Viele hätten Schuldgefühle, ein Leben lang. Warum bin ich noch da und nicht mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter? Wie kann ich weitermachen, wenn die anderen tot sind?

Sie erzählt von einem jüdischen Ehepaar, das im Haus lebte. Der Mann habe seine Frau in Ballerinaschuhe gezwängt. Sie habe immer toupiert und geschminkt im Vorzimmer gesessen. Die Pflegerinnen hätten sich oft aufgeregt über ihn. Irgendwann



habe der Mann zu Majerczik gesagt: »Meine Frau hatte im Krieg keine Kleider, keine Haare, sie soll nie wieder so aussehen müssen.«

Ein sonniger Nachmittag im Garten des Altenheims. Eine Dame mit Sonnenbrille und Hut liest in der neuen Ausgabe der Heimzeitung. Es geht ums Impfen. Auf dem Foto sieht man eine Frau, die eine Spritze bekommt. Die Dame mit Hut will wissen, ob sie im Artikel den Namen der Frau erwähnt haben, Klara Roth, und ob sie ihn richtig geschrieben haben. Das ist ihr wichtig. Es ist schließlich ihrer.

Es gab eine Zeit, da hatte dieser Name keine Bedeutung mehr.

»Und, Frau Roth, steht Ihr Name drin?«, fragt Adele, ihre Betreuerin. »Ich glaube nicht«, sagt Frau Roth. »Aber das macht nichts. Das Bild ist schön.«

Frau Roth ist 96 Jahre alt. Sie liebt Bücher und Kreuzworträtsel. Als junge Frau war sie in Auschwitz, auf ihrem Unterarm sieht man noch die Nummer. Wer immer sie tätowiert hat, er war ein gründlicher Mensch. Die bläulichen Ziffern sehen aus, als wären sie gestern gestochen worden.

Roth wurde in eine große Familie geboren, mehr als 45 Leute. Nach dem Krieg waren noch drei übrig. »Es fällt mir sehr schwer, darüber zu reden«, sagt sie. »Ich kann nicht.« Sie fasst sich an den Hals. »Ich habe später auch meinen Mann verloren. Und das war meine große Liebe. Nach vier Tagen hat er mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, mein Leben mit ihm zu verbringen.«

Ein Lächeln breitet sich auf ihrem Gesicht aus. Sie habe gesagt: »Ich kenne Sie doch gar nicht.« Und er habe geantwortet: »Dann lernen Sie mich kennen.«

»Nach vier Tagen haben Sie schon einen Heiratsantrag bekommen?«, fragt die Betreuerin.

»Ja«, sagt Frau Roth. »Vielleicht war ich schön, ich weiß es nicht.« Er sei ein guter Mann gewesen. Ein attraktiver Mann. Er habe 450 Kilometer weit weg gewohnt und jeden zweiten Tag einen Brief geschickt.

»Es ist schon fünf Uhr, können wir aufs Zimmer gehen?«, fragt Frau Roth.



Die beiden Wellensittiche, die im Käfig am Fenster der Cafeteria leben, heißen Leoni und Jossi. Sie sind ein Paar. Sie haben sogar eine eigene Kolumne in der Heimzeitung. Die Kolumne schreibt Sofie Lewinson. Sie arbeitet seit 16 Jahren im Haus, sie war lange die Chefsekretärin, jetzt kümmert sie sich ausschließlich um die Heimzeitung.

Sie ist Anfang 70 und sieht viel jünger aus. Sie hat ein scheues, warmes Lächeln, und manchmal geht von ihr eine leise Traurigkeit aus. In der Heimzeitung berichtet sie über wichtige Ereignisse, Feiern, Ausflüge, stellt Bewohnerinnen und Mitarbeiter vor, vermeldet Todesfälle. Aber die Vögel machen ihr am meisten Spaß. »Für mich ist das Lustige einfacher als die tragischen Sachen.«

Lewinsons Eltern waren polnische Juden. Der Vater besorgte der Mutter falsche Papiere. Sie arbeitete auf einem Bauernhof, ein großes Kreuz um den Hals, er versteckte sich auf dem Dachboden. Als die SS auf einem benachbarten Hof Juden fand, brachte sie dort alle um. Lewinsons Eltern hatten Glück.

Als der Krieg zu Ende war, gingen sie zurück nach Kielce, in die Stadt des Vaters, von der Familie war niemand mehr da. »Dann gab es dort ein Pogrom«, sagt sie. »Ein Kind war verschwunden, man verdächtigte die Juden und brachte sie um.« Mindestens 42 Menschen starben. Ihre Eltern mussten weg, aber wohin? Ein Onkel war vor dem Krieg häufig in Bad Nauheim bei Frankfurt gewesen. Er sagte: Kommt, wir fahren dahin! Sofie Lewinson wurde dort gleich nach dem Krieg geboren.

Die Familie wurde mit Carepaketen von Juden in Amerika versorgt. Sie saßen auf gepackten Koffern, die Papiere für Kanada kamen, aber sie gingen nicht. Wieder neu anfangen, mit einem Baby? »Vermutlich hat sie nach allem der Mut verlassen«, sagt Lewinson. Auch ihre Mutter habe nachts geschrien.

Sofie war die einzige Jüdin auf der Schule. Sie habe einen Lehrer gehabt, einen ehemaligen Nazi, der habe sie das spüren lassen. Ihre Eltern hatten nicht viel mit Deutschen zu tun.



Später eröffneten die Eltern eine Pension in Bad Nauheim. Juden aus der ganzen Welt kamen. Und immer hieß es: »Wo bist du gewesen?« Dann erzählten sie über die Zeit in den Lagern. Sie sagt: »Das ist heute mein Problem. Ich kenne so viele schlimme Geschichten. Ich bin oft rausgelaufen. Andererseits wollte ich es hören. Vor allem die Geschichte meiner Eltern. Meinem Vater ist das so schwergefallen. Er hat immer angefangen zu weinen. Meine Mutter hat nie darüber gesprochen. Deswegen hab ich nicht nachgefragt. Ich hätte vielleicht noch viel mehr erfahren können, aber ... ich wollte das nicht.«

Fast die ganze Familie sei umgebracht worden, sagt Lewinson. Sie habe die niedergeschriebenen Erinnerungen ihrer Eltern zu Hause, da stehe alles drin. Jahrelang habe der Umschlag dagelegen. Aber sie habe nicht reinschauen können.

Ihre Eltern seien liebevoll gewesen, das schon, aber körperliche Zuneigung habe sie nicht erfahren. »Das haben sie mir nicht mehr geben können.«

Im Jiddischen beschreibt ein Wort den Stolz auf die eigenen Kinder: *naches*. Einer, der die Schoah überlebte und danach eine Familie gründete, sagte später über seine Nachkommen: »Sie sind unsere Rache und unser Trost.«

Sofie Lewinson sagt: »Viele Kinder von Überlebenden haben einen Knacks.«

Sendungen über die Schoah schaut sie nicht. Artikel darüber liest sie nicht. »Sehen Sie, wenn ich nur drüber rede ...«, sagt sie. Sie lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück. Schaut an die Decke. Fährt sich über die Arme. Über die Augen. »Tschuldigung«, sagt sie.

Sie hat sieben Jahre in Tel Aviv gelebt, sie spricht Hebräisch. »Aber mein Zuhause ist Deutschland«, sagt sie, »trotz allem.« Hier sei sie aufgewachsen, hier lebten viele Freunde. Aber es sei kompliziert. »Wenn ich hier bin, will ich nach Israel. Und wenn ich dort bin, will ich nach Deutschland.« Wo ist mein Zuhause? Und was heißt das überhaupt: Zuhause? Vielleicht sind die Kinder der Überlebenden in diesen Fragen noch zerrissener als ihre Eltern.



Im Haus essen die Bewohner zu Abend. Draußen liegt der Garten friedlich da. Rabbi Raskin kommt mit dem Fahrrad in den Garten gefahren. Er singt dabei laut ein hebräisches Lied. Er klappt den Radständer aus, nimmt den Helm ab, singt weiter.

Auf den Balkonen und in den Fenstern erscheinen graue und weiße Schöpfe. Auch das Fenster von Ivett Lendvai steht offen.

Nach etwa 15 Minuten ist der Gottesdienst vorbei. Raskin winkt den Menschen zu. Reihum, lässt keinen aus. »Boris! *Toda raba!*« Vielen Dank.

»Simion«, ruft Raskin, »sei gesund!«

»Ivonne! *Toda raba.*«

»Ivaaaan!«, ruft Raskin und macht eine Pirouette.

»Shlomooo!«, tönt es zurück.

»Danke«, ruft Raskin, »vielen Dank! Und Entschuldigung für die Verspätung! Ich wurde weggeworfen von dem U-Bahn. Ich hatte keine Maske. Nur diesen Schal! Und der Schaffner hat gesagt: Geht nicht. Geh runter! Dann musste ich schnell radeln. Jetzt bin ich auch noch geworden ein Sportler!«

Ein Herr bedankt sich für den Gottesdienst und dafür, dass Raskin so schnell geradelt ist. »Ich bin nur eine kleine Trompete in diesem Orchestra!«, ruft Raskin. »Ohne euch bin ich gar nichts!«

Sie reden noch ein bisschen, dann gehen sie rein. Im Garten kehrt wieder Ruhe ein. Die Abendsonne färbt die weißen Balkone orangerot.

Ivett Lendvai schließt ihr Fenster. Sie wird jetzt Frau Roth anrufen, wie jeden Abend. »*Szervusz, Klarika*«, wird sie sagen, und Frau Roth wird antworten: »Hallo, mein Schätzchen.« Sie plaudern über das Essen, über das Fernsehprogramm, über Spaziergänge im Sonnenschein.

Über die anderen Dinge, die sie verbinden, sprechen sie fast nie.